Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

17 (28.4.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

31. Fortsetzung

„Knoll", sagte Neukircher entrüstet, „weißt du, was du bist? Ein Schwein bist du." — „Laß das", lehnte Knoll ab, „also — wer hat den Stoff gekauft?" — „Nur eine einzige Dame." — „Und wer war es?" — „Frau . . . Frau Kappel." — „Ich hab's schon vorher gewußt", lächelte Peter Knoll unter seinem Bart hervor. „Es ist ganz unwichtig, was du mir gesagt hast. Aber ich wollte es hören. Ich kaufe keinen Stoff, den Frau Kappel schon gekauft hat . . . Guten Abend, Gerhard. Und nimm's nicht übel."

Peter Knolls Aufgabe war damit für diesen Tag noch nicht erfüllt. Als er sich bei Eusebius meldete, war dort die Unterhaltung noch in vollem Gange. Rosemarie hatte ihre Scheu abgelegt und mit Wally Kroner Freundschaft geschlossen, und Notar Dieblinger hatte entdeckt, daß in diesem Hause ein weitgewandter Mann lebte, mit dem man über die entlegensten Dinge plaudern konnte. „Man spürt es", sagte er mit der unbeabsichtigten Drastik des Großstädters, „daß Sie sich den Wind haben um die Nase wehen lassen. Werden Sie es denn in diesem Nest aushalten, Herr Zeller?" — „Auch so ein Nest ist eine relative Sache", klärte Eusebius den Notar auf. „Man hat hier die Menschen mehr unter Kontrolle, das ist der ganze Unterschied, Herr Dieblinger. Sie stoßen sich leichter aneinander die Ecken ab, sie werden verträglicher." — „Ich bitte Sie", widersprach der Koblenzer, „verträglicher! Das mußten Sie mir sagen." — „Doch, doch", behauptete Eusebius, „man geniert sich mehr, und das Schamgefühl ist der einzige Regulator der Gesellschaft. Wir haben unsere stillen Wege, aber wir kommen auch über unsere kleinen Unglücksfälle auf stille Weise hinweg.

Das ist dienlicher als alle Skandalsucht." — „Das ist die Sanktionierung der Scheinheiligkeit", empörte sich Dieblinger. — „Wozu die großen Worte?" erwiderte Eusebius abweisend. „Nennen wir doch nicht jede Verschwiegenheit Scheinheiligkeit. Wem dienen Sie in der Großstadt damit, daß Sie alles an die große Glocke hängen? Aendern Sie den Menschen von Grund auf? Das geht nicht. Wir machen's hier anders." — „Es hat eben jeder Dreck am Stecken", stellte der Notar fest. — „Menschliches hat er an sich", korrigierte Eusebius ihn heiter, „der Mensch ist von Erde gemacht, nicht aus den papierenen Idealen sogenannter Normalmenschen, die ihre sozialen Gesetzbücher, die geschriebenen wie die ungeschriebenen, im Geiste von Propheten verfassen. Wir lassen einmal die fünf eine gerade Zahl sein, das nennt man dann Toleranz, praktische Toleranz. Und im übrigen: glauben Sie es mir, Notar, im übrigen fahren wir ganz gut damit. Wenn einer einmal die andere Tour versucht, wird er ausgespült, herausgeschwemmt. Das ist, wie wenn ein Bach die Dinge, die ihm nicht genehm sind, ans Ufer drückt."

In diesem Augenblick fand sich Peter Knoll ein. Er berichtete nichts Neues; Eusebius hatte schon geahnt, von wem die neuen Vorhänge an Eschachs Fenster stammen mochten. „Was hat es damit auf sich?" forschte Dieblinger neugierig. — Eusebius schüttelte den Kopf: „Das berührt nur unser ‚Nest'," erwiderte er anzüglich. „Ich bin dabei, die Sache auf unsere Art zu bereinigen. Erst wenn das nicht geht, werden wir uns an den Anwalt wenden." — „Dann bin ich ja überflüssig", stellte der Rechtsanwalt pikiert fest. — „O nein", beruhigte Eusebius ihn. „Sie wollen doch Trauzeuge sein." „Ich will?" — „Oder Sie werden", versprach Eusebius. „Hier sind zwei Bräute im Zimmer. Eine wird schon für Sie abfallen." — „Aber vorher möchte ich noch ein paarmal schlafen", mischte sich Wally ins Gespräch. Sie sah auf die Uhr; es war noch ziemlich zeitig. „Ich habe den Wunsch", gestand sie freimütig, „im Hause dort unten am Bach noch eine gute Stunde auf- und abzuwandern. Ich will versuchen, mich mit der Luft anzufreunden." — „Ja", gab Eusebius zu, „unser guter Knoll wird Sie hinführen, und Sie, Notar, sind mein Gast." — „Niemals", widersprach Dieblinger. Er rechnete vor, daß er morgen früh in Koblenz sein könne, er wollte die Nacht zur Rückfahrt benutzen. „Ich bringe das gnädige Fräulein vor das Haus ihres Verlobten", sagte er, „dann hat Herr Knoll Ruhe." — So geschah es denn. Aber Peter Knoll bekam einen langen Zettel in die Hand gedrückt, einen Zettel voller Namen. Als der Notar mit Wally Kroner abgefahren war, erklärte Eusebius ihm die Bedeutung der Liste. „Das sind alles Personen, mit denen Ihr Landstreicher — nennen wir ihn Louis — in seiner besseren Zeit in Köln Umgang hatte", sagte Eusebius. „Jetzt müssen Sie feststellen, welcher Name bei uns in den Meldekarten wieder auftaucht . . . Bei Frauen wird es natürlich der Geburtsname sein . . ." — „Herr Zeller", bemerkte Knoll, „ich weiß zum Beispiel —" . . . Eusebius ließ ihn nicht ausreden. „Was wir wissen, genügt nicht", tadelte er. „Appeldorn glaubte auch, manches zu wissen. Wir müssen ein Netz weben, Knoll, aus dem es kein Entrinnen gibt." — „Aber ich will kein Netz weben", widersetzte sich Knoll. — „Doch", klärte Eusebius ihn auf, „wir wollen es, weil wir es müssen. Es geschieht nur für uns, Knoll, nicht für das Gericht. Wir wollen keinen Stunk und keine unglücklichen Menschen. Aber derjenige, der das Verbrechen begangen hat, muß fort aus Gaggenberg. Stimmt's?" — „Ja", seufzte Knoll, „aber mehr dann nicht." — „Nein, nicht mehr", versprach Eusebius. „Werden Sie die Meldelisten einsehen können, Knoll? Oder gehören Sie wirklich nicht mehr zur Polizei?" — „Ich gehöre nicht mehr zur Polizei", antwortete Knoll finster, „aber den Ratschreiber möchte ich sehen, der mich hindern will." — Eusebius verstand nur zu gut. „Knoll", lobte er, wenn wir am Ziel sind, hat die Polizei, die keine sein wollte, den größten Triumph errungen. Es wäre sehr gescheit, wenn man sich an Ihnen ein Exempel nehmen würde."

„Sebi", flüsterte Rosemarie etwas später in das Ohr ihres Verlobten, „nun sind wir doch noch allein geblieben." — Er zog den dunklen Kopf noch dichter zu sich heran. „Es war dein erster Schritt an den neuen Herd, und du hast dich aus der Affäre gezogen, als hättest du all dein Lebtag in einem großen Hause zugebracht, und nicht im Turm von St. Hilarius." Er besann sich. „Warum hat das Tor eigentlich einen so heiteren Namen, Rose? Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Hilarius — die Heiterkeit . . . Ich erinnere mich dunkel, daß die alten Römer Hilarien gefeiert haben, Freudenfeste oder so was ähnliches. Ein gutes Omen, daß ihr Mädchen unter dem Dach der Heiterkeit aufwachsen konntet." — „Hilarien?" fragte Rose glücklich. „Das waren Freudenfeste? Ach, Sebi, das Fest kam erst mit dir."

*

„Du bist suspendiert", empfing am andern Tage der Ratschreiber Emil Röt den ehemaligen Polizeisergeanten Knoll, als der, in bürgerlicher Schmucklosigkeit, zu ihm ins Amtszimmer des Rathauses trat. „Warte draußen, bis ich dich hereinrufe." — „Dich hat der Mond gebissen", antwortete Peter Knoll; „ich komme und gehe, wann ich will. Ich habe mich beurlaubt." — „Noch heute schreibe ich einen Brief an den Landrat", erklärte Röt. — „Waschweib", erwiderte Peter Knoll. Er pflanzte sich hoch und bedrohlich neben dem fleckigen Schreibtisch auf. Es behagte ihm ungemein, nicht immer an der Tür stehn bleiben zu müssen, bis man ihn anrief. „Ein Waschweib bist du, Emil. Erst hast du gesagt, du gehst nachhause, und dann bist du schön zu Kreuz gekrochen. Der Appeldorn kann mit dir machen, was er will." — „Das wollen wir sehen", drohte Röt, „das wollen wir sehen. Warte ab. Ich treibe Politik, mein lieber Mann, hohe Politik. Und was willst du?" — „Ich will die Meldekarten einsehen", verlangte Knoll. — Röt lachte hämisch: „Du bist suspendiert", wiederholte er. „Der Bürgermeister hat dich suspendiert. Du hast deinen Uniformrock auf seinen Haken gehängt." — Der Riese machte eine wegwerfende Handbewegung. „Also . . . gib den Schlüssel zum Schrank", forderte er. — „Knoll!" drohte der Ratschreiber ernsthaft. Er stand auf, aber er reichte dem angeblich suspendierten Polizeisergeanten nur bis zur Schulter. — „Bleib sitzen", schlug Knoll vor. Er drückte Röt wieder auf den Holzsessel zurück. „Ich will dir mal was sagen", fuhr er fort. „Von Neukirchers Wechsel will ich gar nicht erst reden . . . mach' nicht so große Augen, Emil . . ., aber wie war das mit dem Strafregister von Ehrenstetten? Ich spreche nicht gerne davon. Wie war das mit dem Strafregister Ehrenstetten, lieber Mann? Es soll unter uns bleiben, ganz sicher, du brauchst keine Furcht zu haben . . . Aber wie war das? Kam Ulrich Ehrenstetten nicht zu dir und hat mit dir gesprochen, daß du das Strafverzeichnis aus der Welt schaffen sollst? Diebstahl, Diebstahl und nochmal Diebstahl?" — „Du . . . du redest irre!" sagte Röt tonlos. — „Ich und irre", lachte Knoll dröhnend; wie selten lachte Peter Knoll! „Ihr habt immer geglaubt, der Knoll schläft, ja? Ich habe nicht geschlafen, Emil. Ich wollte meine Ruhe haben. Ach, Emil, ich habe vieles gesehen . . . Wer hat denn den armen Schutte gezwungen, mit der Flora von Untermanns zum Dr. Kremlin zu gehen? Ha? Red' ich noch immer irre? Ha? Wer hat denn den Schutte gebettelt und gebettelt und gedroht, ha?" — „Du bist ein Schuft, Knoll!" — „Was du nicht sagst, ich bin ein Schuft?" — „Spioniert hast du", sagte Röt verächtlich. — „Wo nichts ist, kann man nicht spionieren, mein lieber Mann", lachte Knoll noch einmal. „Und so einer wie du will Bürgermeister werden? Da hätten wir den Bock im Rathaus. Wer soll dir denn seine Stimme geben, was? Der Ehrenstetten, der Neukircher, der Schutter . . . ha? Nöi, Emil, die Nadel nimm' dir man aus der Krawatte. Und nun gib mir den Schlüssel für die Meldekarten. Von mir erfährt keiner was, ich will meine Ruhe haben. Ich will nichts . . . nichts mit der Polizei und mit dem Gericht zu tun haben" — Der Ratschreiber holte den Schlüssel zum Schrank aus der Schublade und legte ihn leise hin. Knoll nahm ihn ebenso leise weg und schloß den Schrank auf. „Mann", warnte Röt, „wenn der Bürgermeister kommt und dich dabei sieht." „Nöi", antwortete Peter Knoll, „da lach' ich nur". Er fingerte schnell und geschickt mit den kleinen Karten. Beim Buchstaben K stockte er, der Name stimmte, Frau Agathe Kappel war eine geborene Gladbeck, der Name Gladbeck stand auf der Liste, die Eusebius ihm gegeben hatte. Es war für Peter Knoll keine Ueberraschung, es war nur eine Bestätigung. Nur wußte er nicht, wohin diese Bestätigung führen sollte. Mußten denn nicht Herr Walz und Frau Kappel sich dann eigentlich kennen?

Fortsetzung folgt

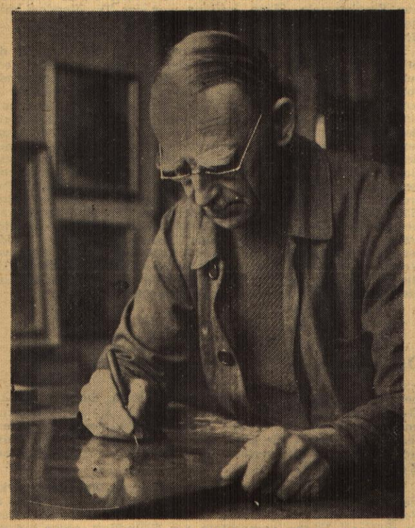
Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 28. April 1951 | Nummer 17

Der Radierer von Sasbachwalden / Von E. Dietmeier

Kunst und Technik galten ebenso als unversöhnliche Gegensätze wie Natur und Technik. Und es sind im ganzen vorigen Jahrhundert, als das technische Zeitalter einsetzte, nur wenige gewesen, die sich an dieses neue Lebewesen Technik mit seiner Eigengesetzlichkeit und seinen titanischen Ausmaßen



Nachradieren eines der großen Blätter Aufnahme: Dietmeier

mit Zeichenstift und Pinsel heranwagten. Wo Gegenstände technischen Ursprungs etwa in Landschaften erschienen, milderten die Maler die harten Umrisse durch die verhüllende Atmosphäre.

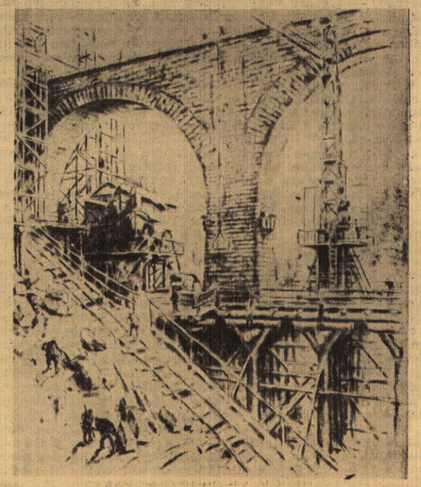
Es ist kaum ein Menschenalter her, daß die Technik bewußt bejahend in den Themenkreis der bildenden Kunst einbezogen wurde. Ein Bahnbrecher von internationalem Ruf auf diesem Neuland ist Prof. Hermann Kupferschmid, der heute in Sasbachwalden lebt. Von seiner Kindheit an war der Sohn des verdienten Rheinstrombauers Oberbaurat Dr. h. c. Karl Kupferschmid der Welt der Technik verfallen. Die entscheidenden Jugendjahre hat der im Jahr 1885 in Waldshut Geborene in der Industriestadt Mannheim mit ihrem großen Binnenhafen und den Fabriken erlebt. Bevor er auf die Kunstakademie in Karlsruhe ging, absolvierte er eine solide Ausbildung als Architekt, die er mit den Examen als Diplom-Ingenieur abschloß. An den Radierer werden an sich schon besondere technische Anforderungen gestellt. Es gibt nicht mehr viele Jünger der Kunst, die eine Kupferplatte richtig ätzen können.

Die Schwerindustrie wurde auf ihn aufmerksam. Sie stellte ihm Aufgaben, wie sie bisher noch keinem Künstler gestellt worden waren. Die Auftraggeber begnügten sich nicht mit malerischen Stimmungsbildern mit viel Rauch und Dampf. Sie wünschten die auch maßstäblich exakte Wiedergabe industrieller Anlagen, von Hochöfen, Gießereien und Walzwerken mit Maschinen und Kranen, die Darstellung des Ineinandergreifens der verschiedenen Arbeitsgänge und der Hantierung der Arbeiter. Jeder ihrer Handgriffe mußte so begriffen sein, daß man den Professor zutraute, er könne selber mit zupacken. Ein Bauer wird einen ähnlich kritischen Maßstab anlegen. Er wird nur lachen über eine Maler-Phantasie „Pflügender Bauer", wenn der Pflug falsch geführt und das Zaumzeug verkehrt aufgelegt ist, mag das Bild sonst ein Kunstwerk sein.

Es gehörte Mut dazu, an solche Objekte heranzugehen. Mut mitunter in wörtlichem Sinn, denn der Künstler, der in fliegender Eile die einzelnen Akte des Fabrikationsprozesses oft in wenigen Minuten festzuhalten hatte, mußte sich völlig hierauf konzentrieren und zuweilen flüchten, wenn die Bessemer Birne ihren Funkenregen sprühte.

Aufträgen, wie sie die Schwerindustrie stellte, konnte nur ein Künstler gerecht werden, der selbst Techniker ist. Und nur ein Techniker, der Künstler ist. Denn aus dem Chaos der Eisengerüste, Riesenhämmer, Kessel, Werkbänke und hantierenden Menschen ein Bild zu formen, das nach den über den Wert jedes Kunstwerkes entscheidenden strengen Gesetzen aufgebaut und ausgewogen ist, den Rhythmus der Arbeit im raschen Wechsel der Vorgänge in klare Formen zu bannen, auf denen Licht und Schatten wirkungsvoll verteilt sind, dazu bedarf es eines ganzen Könnens.

Die Werke Prof. Kupferschmids überzeugen den Mann an der Werkbank ebenso wie den anspruchsvollen Aestheten. Jedes Bild gleichsam ist ein Griff ins volle Leben, mag es sich um eine Straßen- oder Marktszene, eine Werkshalle, eine Schiffswerft oder aber um eine Schwarzwaldlandschaft, einen alten Bauern, ein Selbstbildnis des Meisters, der vergnüglich schmunzelnd in dieses Welttheater blickt, oder ein groß aufgefaßtes Stilleben von Blumen handeln, die er sich selber aus dem Garten ins Atelier heraufgeholt hat. Seine Landschaften in Tempera sind keine zimperlichen Idylle. Die sturmzerzausten Fichten auf dem Schliffkopf, die Felspartien und stürzenden Wasser von Allerheiligen, das sind seine bevorzugten Motive.



Bau der Ravennabrücke Aufnahme: Dietmeier

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

In der Farbenskala herrscht ein sattes Blau vor, in das die Fernen eingetaucht sind, mit Akzenten von leuchtendem Rot und schimmerndem Hellgelb. Diese feingetönten Grundfarben sind in gleicher Weise für den malerischen Charakter seiner Hafen- und Städtebilder bestimmend. Ihr Zusammenklang ist so unverwechselbar wie die freie sichere Strichführung der radierten Blätter.

Der 65jährige schafft wie je in seinem arbeitsreichen Leben. Aus dem letzten Krieg ist er gesundheitlich geschwächt zurückgekommen. Noch schwerer hat ihn der Verlust der meisten Studien und von 70 Radierplatten getroffen, die in seinem Karlsruher Atelier und seiner Wohnung nacheinander durch Bomben vernichtet wurden. Nach 1945 nahm er Aufenthalt in einem 200-jährigen Bauernhaus in Sasbachwalden, in dem er sich schon 1938 ein Atelier eingerichtet hatte. Er hat die hier geretteten Radierplatten überarbeitet. Das Nachradieren war eine Riesenarbeit. Jetzt widmet er sich der Malerei. Seine Kunst der Radierung brachte ihm bereits im Jahr 1912 den Graphischen Preis der Rheinlande und 1913 die Silberne Oesterreichische Staatsmedaille für Bildende Kunst ein.

Eine badische Trachteninsel / Von Emil Baader

Als eine badische Trachteninsel kann das Dorf Schutterwald bei Offenburg bezeichnet werden. Während die Dörfer Schuttertal, Schuttern und Schutterzell unmittelbar an der Schutter liegen (die bei Kehl in die Kinzig mündet) liegt Schutterwald eine Stunde östlich des Flusses, im Grenzgebiet von Hanauerland und Ried. Es gibt kaum eine Volkstracht, die jener von Schutterwald gleicht. Wer einen Begriff bekommen will von der Eigenart und Farbenpracht der Schutterwälder Tracht, muß das Dorf an einem Festtag, etwa am Weißen Sonntag oder an Fronleichnam einen Besuch abstatten. Die Erstkommunikantinnen tragen ihren „Aufsatz", das ist ein Kopfputz eigentümlicher Art, wie er nirgends wieder zu finden ist. Er besteht aus einem mit Goldborden umsäumten Deckel, mit Kunstblumen und glitzerndem Flitterwerk, aus ziegelroten, gerüschelten Seidenbändern, sowie einer roten Vorder- und Rückenrosette. Eineinhalb Stunden sind nötig zum Aufgarnieren dieses Prachtstücks. Die Zöpfe werden kunstvoll in den Aufsatz eingewunden.

Die Bäuerinnen aber tragen an Festtagen ihre goldgestickte „Spiegelkappe", die je nach der Art des Stickereieinsatzes Flenderliskappe, Blumenkappe, Sternenkappe oder Aehrenkappe genannt wird. Frauen in Trauer tragen die schwarze Kappe. Die Mädchen des Kirchenchors schmücken sich bei der Prozession mit weißen Kränzen, während die Mädchen im allgemeinen, abgesehen vom Weißen Sonntag, ohne Kopfbedeckung gehen. Nicht weniger hübsch als die Spiegelkappen sind bei Prozessionen die Röcke, Schürzen und Halstücher der Mädchen und Frauen. Frauen tragen den hellblauen „Tibetrock". Er ist unten mit einem roten Band eingefaßt. Die roten Röcke der Mädchen sind mit grünen Bändern eingesäumt. Am gewöhnlichen Sonntag wird ein schwarzblauer Rock mit rotem Band getragen. Am Kirchweihsonntag schmücken sich die Mädchen mit einem roten Mieder, dem weißen Trachtenhemd mit gestreiften Aermeln und weißen Wickelstrümpfen. Ein wichtiger Bestandteil der Schutterwälder Tracht ist der „Peter", ein Kittel aus dunklem Stoff, dessen Stehkragen eine Spitzenborde ziert. Vom „Peter" heben sich die seidenen Halstücher ab, die nach Gelegenheit in Form und Farbe wechseln.

Ehe wir Schutterwald betraten, kamen wir am Binzbuckel vorbei, wo einst die Binzburg stand. Den Binzburger Schloßherren gehörten die Dörfer Schutterwald, Hofweier und Niederschopfheim.

Ehe Schutterwald 1806 an Baden fiel, war es ein reichsritterschaftliches Dorf. Die letzten Dorfherren waren die Herren von Frankenstein. Eine Zeitlang war das Trachtendorf dreiherrisch: ein Teil war badisch, ein Teil geroldseckisch, ein dritter frankensteinisch.

Beim Bahnübergang begegnen wir zwei Mädchen in der Sonntagstracht. Ueber dem „Peter" tragen sie karminrote seidene Halstücher. Den dunklen Rock ziert ein leuchtendes rotes Band. Ueber einen Acker schreitet eine alte Bäuerin im roten Kopftuch. „Peter" und Rock sind schwarz. Die Schuhe sind aus Samt; es sind Trachtenschuhe. Die Tracht verleiht den Frauen Anmut und Würde. Bei einem Gang durch Schutterwald fallen uns die schönen Fachwerkhäuser auf, nicht minder aber die Frauen und Mädchen mit Kuttenrock und rotem Band, die Schultern mit Halstüchern in mannigfachen Farben geschmückt. Wir besuchten die „Trachtenmutter". Gern öffnet sie Truhen und Schränke, die Schätze einer Schutterwälder Bäuerin vor unsern Augen ausbreitend. Es sind Stücke aus bestem Stoff, von Mutter und Großmutter ererbt. Nicht leicht ist es, das Material für die schöne Tracht zu beschaffen. Leider ist die Schutterwälder Volkstracht, trotz der Bemühungen von Volksfreunden mehr und mehr im Schwinden begriffen. Um die Erforschung und Pflege der Schutterwälder Tracht hat sich Hauptlehrer Paul Schott besonders verdient gemacht.

Zwanzig verschiedene Abgaben / Von Peter Creusheim

So ganz genau wird keiner auf Anhieb sagen können, wieviele Arten von Steuern heute eigentlich vom Bürger gefordert werden, — aus der Vergangenheit weiß man es indessen mit ziemlicher Sicherheit. Ohne mich darauf festzulegen, auch keine vergessen zu haben, bin ich da auf zwanzig verschiedene Abgaben gekommen, die unsere Altvordern im badischen Bereich an die damals zuständigen Stellen abzuliefern hatten. Sehen wir sie uns einmal an.

Zuerst war da die Grundsteuer, die alte Bede, die dem Landesherrn zufiel, bisweilen aber auch dem schutzherrlichen Gutsherrn zugutekam. Bei einem Dorf wie Hofweier mit 146 Bürgern und 20 Witwen, stellte sie sich im Durchschnitt jährlich auf 40 Gulden. Der Grundherr aber, der Lehnsmann des Landesherrn, erhob für sich zweimal im Jahr die Hühnerabgabe (jede Familie jährlich zwei Hühner, die später durch Geldbeträge abgelöst wurden). Drittens verzeichne ich die Nachsteuer in Höhe von 10 Prozent vom Vermögen, die jene zahlten, welche aus der Gemeinde fortzogen, — viertens die Hinterlassenschaftssteuer beim Todesfall (das beste Stück Vieh im Stall oder das beste Kleid der verstorbenen Bäuerin, später dafür eine dreiprozentige Vermögensabgabe), — fünftens das Dispensgeld (das jeder junge Mann zahlen mußte, der vor dem 24. Jahr, jede Frau, die vor dem 20. Jahr heiratete, jährlich pro Kopf 5 bis 6 Schilling), — sechstens die Herrensteuer für eigenmächtigen Bodenverkauf, — siebentens die Konfiskation des Vermögens der erbenlos Verstorbenen, — achtens das Ohm- oder Umgeld, eine Weinverzehrsteuer, die im Jahr viermal abgerechnet wurde und in Hofweier in guten Zeiten 500 Gulden abwarf, — neuntens das Kesselgeld, das die Branntweinbrenner abführten, — zehntens das Stichgeld der Metzger (pro Rind fast 8 Schilling), — elftens die Umsatzsteuer der Bäcker, insgesamt immerhin 15 Gulden im Ort, — zwölftens die Umsatzsteuer der Krämer, jährlich 5 Schilling, — dreizehntens das Salzgeld, das im Jahr auf rund 130 Gulden auflief, — vierzehntens die Fronleistungen, die man bei der späteren Ablösung für das ganze Dorf mit über 700 Gulden jährlich berechnete, welche also durch Umlage erhoben wurden, — fünfzehntens der Matrikelbeitrag des Dorfes für die Reichsritterschaft, der sich um 150 Gulden jährlich bewegte, — sechzehntens — — — und nun endlich kommen wir zu den Abgaben, von denen noch heute jedermann spricht, die aber, wie wir sehen, nur einen Bruchteil der gesamten steuerlichen Belastung waren: ich meine den Zehnten.

Der Zehnte war zwar keine unmittelbare Geldausgabe, wirkte sich aber schließlich doch so aus, denn was der Grundherr an Feldfrucht einbehielt, wurde dann verkauft oder versteigert. In späteren Jahren verpachtete der Grundherr sogar die gesamten Zehnten seines Anteils für eine feste Summe. Und diese Pachtsumme gibt uns eine Vorstellung vom Umfang des Zehnten: in Hofweier zahlte der Generalpächter des herrschaftlichen Zehnten jährlich 1200 Gulden, — mit andern Worten: er schlug beim Wiederverkauf seine 1800 Gulden heraus, die also eine Bar-Steuer des Bauern darstellten. Der Zehnte zerfiel in den großen und kleinen Zehnten für Feld- und Gartenfrüchte (sechzehnte und siebzehnte Steuer). Die achtzehnte Steuer war der Weinzehnte, der schon vor dem Ohmgeld der Gastwirte aus der Beerenernte vom Winzer erhoben wurde. Die neunzehnte Steuer war der Heuzehnte, die zwanzigste endlich der Neubruchzehnte, eine Art Rodungssteuer, die dem Grundherrn zustand für jene Waldstücke, die er für die Landwirtschaft als Neuland freigegeben hatte. Als vor guten hundert Jahren diese fünf verschiedenen Zehnten abgelöst wurden, bezifferte der Grundherr von Hofweier sie wertmäßig mit 62 000 Gulden, wovon die Gemeinde 44 000 Gulden aufzubringen, also sich erst einmal zu leihen hatte.

Gering waren die steuerlichen Lasten also nicht, die die Bürger der absolutistischen Epoche zu tragen hatten. Den genauen Erlös wird man heute auch nur annähernd nicht mehr berechnen können, weil man den Ackerertrag nicht abschätzen und den Geldwert nur mangelhaft in einen heutigen Kurswert verwandeln kann. Aber soviel ist wohl gewiß, daß der sogenannte Schutz, in den die vordem freien Bauern sich im 13. Jahrhundert bei den Grundherren begaben, über alle Maßen teuer bezahlt wurde.

Der Lewat blüht / Von Linus Kintzinger

Neben den blühenden Bäumen verleihen die herrlich gelben Rapsfelder der Frühlingslandschaft einen wundervollen Schmuck. Im Alemannischen heißt der Raps Lewat. Im berühmten Grimmschen Wörterbuch sucht man das Wort Lewat vergeblich. Und das Alemannische Wörterbuch, das erfreulicherweise, hoffentlich recht bald, mit neuen Lieferungen hervortreten wird, ist noch nicht beim Buchstaben „L" angelangt . . . .

Es handelt sich beim Raps, wie bei dem ihm naheverwandten Rübsen (jener: Brassica-Napus, in dieser: Brassica-Rapa) um alte Kulturpflanzen, die wohl schon im Altertum bekannt waren. Man findet sie bei Theophrast, Dioskorides Columella Plinius usw. erwähnt. Die heilige Hildegard von Bingen und Albertus Magnus beschreiben das Gewächs, das auch in den Kräuterbüchern des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht fehlt.

Im Mittelalter wurde das Rapsöl für die Hängelampen verwendet. Es ist dann später vom Petroleum verdrängt worden, das selbst wieder der Gas- und der elektrischen Beleuchtung weichen mußte. Neben der Rolle des Rapsöls im Ernährungswesen wird es auch zur Herstellung von weichen Seifen, zum Walken von Tuch, zum Fetten von Leder („Kernöl), zum Beleuchten von Tabakblättern, als Zusatz von Kunstbutter in der Medizin und in China sogar zur Tascheherstellung gebraucht. Als Hauptanbaugebiete für Raps und Rübsenöl gelten Ostindien, Rumänien, gewisse Landschaften in Rußland, Frankreich, Belgien, Deutschland und so fort. Die bei der Oelbereitung verbleibenden Rückstände der ausgepreßten Samenschalen usw. dienen als Oelkuchen zur Tierfütterung. Der etwas säuerliche Geschmack soll die Freßlust des Rindes anregen, aber auch seine Verdauung günstig beeinflussen. Liebhaber von Rapssamen sind auch die Vögel, was bei dem Oelgehalt verständlich genug ist. Endlich sei nicht vergessen, daran zu erinnern, daß die fleißigen Bienen sich der Blüten des Rapses herzlich erfreuen, die einen geschätzten Honig liefern. So gibt es der Gründe eine ahre Fülle, über den freilich ungemein anregenden Anblick der blühenden Lewatfelder hinaus mit dem nützlichen Gewächs sich ein wenig zu beschäftigen.

Nach der Vogeluhr / Von Karl May

Niemand war ihm gram, niemanden war er aber auch sonderlich lieb, und nur wenige wußten um sein tiefes Gemüt und all sein Wissen und Können. Als Hagestolz ging er durchs Leben, das ihn — nach Meinung der Menge — kaum mit etwas Gutem bedachte. Er ging in allem seinen Weg: durch die Fluren und im Wald, so gut wie zur Kirche. Er lebte sein Leben abseits.

Noch weiß ich Tag und Stunde, da er mir erstmals ins Bewußtsein trat. Ich suchte in einem lichten Buchenwald im Maien nach den weißen Glöckchen und lauschte dem Rufe des Kuckucks, wie dem Gurren der Tauben. Und da — auf einmal stand er vor mir: Klein und gebückt die Gestalt mit einem Höcker; dunkle, tiefliegende Augen blickten aus einem verwitterten Gesicht. Er war wie ein Kobold und erweckte in mir trotzdem Vertrauen. Keck reichte ich ihm die Hand und von da an waren und blieben wir Freunde, bis zu seinem Tod.

Jakob, so hieß der Bucklige, Jakob wußte und konnte alles. Er klopfte die besten Weidenpfeifen und war darauf auch Meister. Er band die schönsten Sträuße und wußte viele Pilze mit Namen. Jeden Vogel kannte er am Gefieder, am Flugbild und Gesang, am Nest und am Gelege.

Viele Stunden brachte ich bei Freund Jakob im Walde zu und all die Liebe zu Pflanze und Tier hat er in mein Herz gelegt. Er brachte mir das erste Eichkätzchen und fing für mich Stieglitze und Finken, Stichlinge und Falter. Und, was noch mehr, er lehrte mich all die Wesen schützen und pflegen. Die größte Freude machte er mir mit einem Raben, der immerzu „Jakob, Jakob" rief, und der mir manche Stunde versüßte.

So verging Jahr um Jahr und kaum ein Sonntag an welchem ich Jakob nicht traf. Selbst als ich die Heimat schon verlassen — der erste Gang in den Ferien führte zu ihm. Er war inzwischen älter und stiller geworden, denn niemand hat ihn mehr verstanden. Er war aber auch ärmer geworden, ärmer an Geld. Eingedenk der Freude, die er mir so oft gemacht, habe ich ihn stets mit dem und jenem bedacht.

Dann hat ihn das Schicksal schwer geschlagen. Sein Augenlicht, das schon lange zu schwach gewesen, erlosch und Jakob war blind, blind für immer. An einem Maientag habe ich ihn besucht und erstmals in seiner Krankheit gesehen. Er war still und zufrieden wie immer; kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Wie er mir sagte, erfreute er sich jetzt ganz am Gesang der Vögel, die seine uralte Mutter ihm pflegte. In der Nacht und am Morgen lausche er dem Schlage der Vogeluhr.

Der Vogeluhr? Ja, der Vogeluhr! Die gab es seit Urbeginn, aber niemand hatte bis dahin um sie gewußt. Ich glaube der Jakob, der hat sie sicher entdeckt. Und dann verriet er mir seine letzten Geheimnisse um all seine gefiederten Freunde und als ich nach Wochen wiederkam, da lag Freund Jakob schon in der Erde . . . .

Inzwischen bin ich selber grau geworden. Wenn ich in vielen Nächten schlaflos in meiner Kammer liege, dann halte ich Zwiegespräch mit Jakob und lausche der Vogeluhr. Nie wird sie aufgezogen, und wenn sie auch nicht von Menschen gemacht, so ist ihr Schlag doch so kunstvoll und schön und voller Abwechslung. Und ich kenne die Stundensager und kenne und weiß ihren Ruf:

Von der taufrischen Wiese kommt ein merkwürdiges Schnarren ärg — ärreg — ärg. Nun ist eine Stunde nach Mitternacht und bis in den Morgen hinein schreit der Wachtelkönig. Glockenrein und frei von jedem Mißton erklingt fast zur selben Zeit das schwermütige Lied der Heidelerche, dudelnd didl didl . . . dalü dalü . . . didjo düdjo . . . lililili . . . dirr. Wer auch nur einmal diesem Sang lauschte, er vergißt ihn sein Lebtag nicht. Dann aber schlägt die Uhr immer klangreicher. Etwa 90 Minuten bevor die Sonne aufgeht, läßt sich die Wachtel hören mit ihrem bekannten buckbü—wück. Doch Jakob verstand sie besser und deutete mir den Ruf: Lobe Gott! Lobe Gott! Wo sie nicht daheim ist, tritt der Hausrotschwanz an ihre Stelle mit einer Strophe aus dünnen Pfeiftönen und gequetschten Lauten.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang flöten Amsel und Singdrossel, läutet der Kuckuck und klingeln die Meisen: Zitt isch do, Zitt isch do! Dann kann auch das Rotkehlchen nicht schweigen. Eine Strophe von schwermütiger Färbung, aus wohlklingenden Tönen und scharfen Diskantlauten schwillt an und ab und verweht in leisem Geflüster.

Schon zeigt sich die erste Helle am östlichen Himmel und in 30 Minuten steigt des Tages Gestirn. Vom Blütenbaum schmettern die Fanfarentöne des Buchfinkes und ähnlich, nur weicher, klingt das Lied des Fitislaubsängers. Teck — Teck und Zerr — Zerr lockt der Zaunkönig und läßt dann ein fröhlich Geschmetter hören, das dem eines gewöhnlichen Kanarienvogels gleicht. Zu Herzen geht der Sang der goldenen Ammer, die sicherlich des Lebens Leid und Lust erfuhr. Voll leiser Schwermut tönt es tsi, si, si, si, si, si, si, si, tsich! So sage ich es dir, lieber Leser. Aber du sollst auch Jakobs Deutung wissen. Er mit seinen feinen Ohren, er hörte: Wie, wie, wie, wie hab ich dich lieb! Und nun bricht der Sonne erster Strahl durch die Wipfel der Tannen. Ein Jubel klingt auf, es erschallt der Chor:

„Die Sonn' erwacht, mit ihrer Pracht,
erfüllt sie die Berge, das Tal!"

Leicht wie das Licht wiederholt der Stieglitz sein einfaches Lied: Digelitt, digelia! Der behäbige Grünling will ihm nicht nachstehen und lockt und lockt Djürr djüdjüdjü. Vom Telegrafendraht balzt der Girlitz, daß es nur so klirrt und zischt. Die Spechte lachen und jauchzen und mit wild gellendem Schrei sri, sri, sri jagt der Mauersegler dahin. Der Star im Kasten am Haus pfeift und schmatzt, schnattert und schnarrt. Er ist der Sprecher vom Vogelfunk und gibt in aller Frühe Nachrichten über Wohl und Wehe der Vogelheit in weiter Welt. Er weiß, was in den Vogelparlamenten gequasselt, gequatscht und geflüstert wird und er macht sich lustig über all die aufgeblasene Eitelkeit, das Radschlagen und die leeren Phrasen. Indes trägt der Bluthänfling seine Weise vor. Er ist der Psalmist der Morgenfrühe, der Meister, der den Sonnengesang dem hellsten Gestirne singt. Voll Stolz geht er in Gala einher, denn das verlangt sein hohes Amt. Er trägt ein karminrotes Barett und eine gleichfarbene Weste. Mit Feuer und Leidenschaft, mit Temperament und Liebe klingt sein Lied. Darein mischt er auch Strophen anderer Sänger, denn leicht ahmt er nach. Jakob hat mir erzählt, daß die unglückliche Königin Maria Antoinette 1783 einen Hänfling besaß, der alle Arien aus der Oper Dido pfiff.

Nun ist es hell und all das Dunkel gewichen. Ich muß mich erheben und meine Arbeit beginnen. Doch den ganzen Tag über klingt und singt die Vogeluhr in mir. Sie tröstet und erhebt und wer ihr lauschen kann, ist reich, unendlich reich. Und diesen Reichtum, den Rost und Motten nicht verzehren können, den übergab mir Jakob als sein Vermächtnis. Drum kann und will ich ihn nimmer vergessen, und dankbar bin ich ihm über sein Grab hinaus.

Hausspruch / Zürich 1655

Der Frühling freut des Menschen Hertz
und trybt den Winter hinderwerts
Erquickt die Erd, bringt Laub und Graß
Mit Fruchtbarkeit blüyet alles daß.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg